

«Spitzensport ist Show Business»

Bernard Thurnheer ist nicht nur der bekannteste Schweizer Sportreporter und der Moderator einer der erfolgreichsten Unterhaltungssendungen am Schweizer Fernsehen; als studierter Jurist ist er auch ein profund Kenner der Zusammenhänge zwischen Sport und Geld. Im Gespräch mit PRIVATE äussert er sich zur Kommerzialisierung des Sports und erklärt, welchen Stellenwert Geld für ihn persönlich einnimmt.

Herr Thurnheer, 1973 gingen Sie als studierter Jurist direkt von der Universität zum Schweizer Radio. Hat es Sie mit Ihrem magna-cum-laude-Abschluss nie gereizt, beispielsweise eine Karriere als Wirtschaftsanwalt einzuschlagen?

Bernard Thurnheer: Mein Einstieg beim Radio hat sich einfach so ergeben. Effektiv hätte ich schon im Mai 1973 beim Radio anfangen können oder sollen. Da war ich aber noch mitten in den Prüfungen und wollte, nach

all den Jahren an der Universität, unbedingt meinen Lizentiats-Abschluss hinter mich bringen. Der Entscheid, zum Radio zu gehen, stand also schon vor meinem Studienabschluss fest. Ursprünglich hatte ich zwar vor, nur halbtags beim Radio zu arbeiten und die restliche Zeit an der Doktorarbeit zu schreiben. Der Journalismus hat mich dann aber rasch in den Bann gezogen und die Überhand gewonnen, so dass ich mich bald voll auf die Medienarbeit konzentrierte.

Obwohl ich nie als Jurist gearbeitet habe, hat mir das Jus-Studium bei der Arbeit viel gebracht – beispielsweise wenn es darum geht, einen bestimmten Sachverhalt präzise zu beschreiben oder wenn es gilt, Themen so zu umschreiben, dass man mit seiner Aussage auf jeden Fall richtig liegt.

Kommen wir zu einem Ihrer Lieblingskinder, dem Sport: Michael Schumachers Jahreseinkommen wird auf über 100 Millionen Franken geschätzt. Der US-Golfstar Tiger Woods hat kürzlich

einen Vertrag mit Nike abgeschlossen, der ihm in den nächsten fünf Jahren 100 Millionen US-Dollar einbringt. Lassen sich solche Einkommen noch irgendwie nachvollziehen?

Thurnheer: Nachvollziehen lassen sich solche Zahlen insofern, als Spitzensport heute ein Teil des Show Business ist. Und Show Business ist bekanntlich nicht das normale Leben. Wirtschaftliche Kriterien sind hier gewissermassen ausser Kraft gesetzt. Im normalen Leben gibt es für eine bestimmte Leistung eine Gegenleistung. Im Show Business hingegen herrscht nur noch das Gesetz von Angebot und Nachfrage. So gesehen kommen auch Stars wie Michael Jackson, Madonna oder die Drei Tenöre auf Einkommen, die mit ihrer eigentlichen Leistung oder mit dem Prinzip von Wert und Gegenwert nicht mehr viel zu tun haben. So funktioniert aber unsere Wirtschaft, und das müssen wir neidlos akzeptieren. Man sollte bei solchen Zahlen aber nicht auf die Idee kommen, Michael Schumacher sei beispielsweise so viel wert wie 300 Bundesräte, nur weil er 300mal mehr verdient als ein Bundesrat.

Spitzensportler in den «richtigen» Sportarten verdienen heute weit mehr mit Werbung als mit ihrer eigentlichen sportlichen Leistung. Heisst das, dass der Sport mehr und mehr zu einem Verkäufer von Werbebotschaften wird?

Thurnheer: Sport besteht ja nicht nur aus Spitzensportlern. Der Sport als Ganzes lässt sich mit einer Pyramide vergleichen: Zuunterst, an der Basis, befindet sich der Gesundheitssport, in der Mitte kommen die Hobbysportler und zuoberst die Spitzensportler. Hier ist es nicht anders als beim Film oder in der Wissenschaft, nur bekommen die Besten und Erfolgreichsten dort einen Oscar oder einen Nobelpreis statt Werbeverträge in Millionenhöhe.



Die Fernsehrechte für die Olympischen Sommerspiele in Sydney haben US\$ 1,4 Milliarden gekostet. Braucht es das? Könnte man solche Grossanlässe ohne Fernsehrechte und Werbung gar nicht mehr durchführen?

Thurnheer: Wahrscheinlich nicht. Das ist natürlich nicht unbedingt gut für den Sport. Die amerikanischen Fernsehanstalten haben aus Konkurrenzgründen die Preise derart in die Höhe getrieben, dass sie jetzt vor dem Problem stehen, dass sie den Aufwand kaum mehr refinanzieren können. Wenn die Amerikaner eines Tages nicht mehr bereit sind, solche Beträge zu bezahlen, bricht das System zusammen wie ein Kartenhaus. Und da die Budgets der Kandidaten für die Durchführung von Olympischen Spielen darauf beruhen, dass diese Beträge auch in Zukunft fliessen werden, gleicht das Ganze einem Ballon, der eines Tages platzen könnte – mit unvorhersehbaren Folgen.

Die deutsche Kirch-Gruppe hat sich für 2,7 Milliarden Franken die welt-



weiten Fernsehrechte für die Fussballweltmeisterschaften 2002 und 2006 gesichert. Müssen wir damit rechnen, dass sportliche Grossanlässe bald nur

noch im Pay-TV zu sehen sein werden, weil es sich die öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten nicht mehr leisten können?

Bernard Thurnheer – Sportreporter und TV-Star

Bernard Thurnheer wurde 1949 in Winterthur geboren. 1973 schloss er an der Universität Zürich sein Studium der Rechtswissenschaften mit einem «magna cum lauda» ab, und nur 14 Tage später trat er beim Schweizer Radio eine Halbtagesstelle an. Seither haben ihn die Medien nicht mehr losgelassen.

In den letzten 27 Jahren war Thurnheer sowohl für das Schweizer Radio als auch für das Schweizer Fernsehen tätig. Zu «Beni national» wurde er vor allem durch seine erfolgreichen TV-Shows «Tell-Star» (1980 bis 1991) und «Benissimo» (seit 1992) sowie als Sportkommentator. So kommentierte er seit der Fussball-Weltmeisterschaft in Spanien 1982 sämtliche WM-Endspiele für das Schweizer Fernsehen.

Bernard Thurnheer wurde viermal mit dem «Prix Walo» (dem Schweizer Oscar) ausgezeichnet. 1981 wurde er zum «beliebtesten Schweizer Unterhaltungskünstler» gewählt, 1986 und 1999 erhielt er den Preis für die «beliebteste Sendung», und 1997 wurde er zum «besten Medienschaffenden» der Schweiz erkoren.

Thurnheer: Die Möglichkeit besteht durchaus. Man muss sich aber auch einmal überlegen, wie viel man schon nur mit einem einzigen Fernsehsender praktisch gratis serviert bekommt, von Sport über Kultur bis zu Information und Unterhaltung. Sicher würde man als Fernsehkonsument beispielsweise für ein Fussballspiel nie so viel bezahlen wie ein Fan, der mit seinem Eintrittsbillet live im Stadion dabei ist, einen Zehntel aber vielleicht schon. Es fragt sich bloss, ob die Nachfrage überhaupt vorhanden ist, um so teure Senderechte zu refinanzieren. Die hohen Zuschauerzahlen, wie wir sie heute noch bei Fussballländerspielen beobachten, rühren schliesslich auch daher, dass jeder, der ein Fernsehgerät besitzt, einfach einschalten kann – das Spiel wird so oder so übertragen. Ich befürchte, dass diese Einschaltquoten markant sinken, sobald man dafür bezahlen muss.

Hinter all diesen Zahlen, von Michael Schumacher über Tiger Woods



bis zu den Fernsehrechten, steckt letztlich das «Prinzip Hoffnung». Niemand weiss, ob sich das Ganze wirklich lohnt. Man geht einfach davon aus, dass man die Ausgaben schon irgendwie wieder hereinbringen wird. Ob dem wirklich so ist, steht auf einem anderen Blatt. Ich habe auf jeden Fall den Eindruck, dass viele Leute etwas allzu optimistisch an dieses Problem herangehen. Die gigantischen Summen, die beispielsweise für die Bundesligarechte ausgegeben werden, rechnen sich bis heute nicht, auch wenn in den samstäglichen «ran»-Sendungen bereits enorm viel Werbung geschaltet wird. In der Schweiz mit vier Millionen Deutschschweizern kann so etwas sowieso nicht aufgehen. Das Ganze erinnert mich manchmal an den Nasdaq, wo viele Anleger vor allem in das Prinzip Hoffnung investieren und hoffen, dass sich ihre Investitionen irgendeinmal auszahlen werden.

In Grossbritannien sind bereits 19 Fussballklubs mit eigenen Aktien an der Börse kotiert. In der Schweiz wer-

den Aktien der Grasshoppers Zürich gehandelt – allerdings mit einem Abschlag von 50% gegenüber dem Ausgabekurs. In Deutschland hat soeben Borussia Dortmund als erster Klub den Gang an die Börse gewagt. Sehen Sie die Zukunft des Fussballs an der Börse?

Thurnheer: Für mich ist ein Fussball-Aktionär eigentlich jemand, der statt einen Mitgliederbeitrag an einen Klub zu zahlen, Aktien zeichnet. Statt Mitglied in einem Verein wird man damit quasi Mitglied in einer AG. Man könnte auch sagen, dass, wenn man einen Mitgliederbeitrag bezahlt, das Geld weg ist; wenn man aber eine Aktie kauft, bleibt die Hoffnung auf einen zukünftigen Gewinn. Die Realität sieht jedoch anders aus: Ausser Manchester United gibt es keinen Fussballklub, der seinen Aktionären eine akzeptable Rendite erwirtschaftet. Die anderen Fussballaktien sind Liebhaveraktien, die eher einen emotionalen als einen Geldwert darstellen. Langfristig sind Fussballaktien deshalb kaum eine lukrative Anlage, mit

der man sich beispielsweise die Altersvorsorge aufbessern kann.

Die Schweizer Fussballnationalmannschaft hat die Qualifikation für die letzten Europameisterschaften nicht geschafft, obwohl die meisten Spieler von ihren Klubs hohe bis sehr hohe Einkommen beziehen. Leisten die Spieler zuwenig für ihr Geld?

Thurnheer: So würde ich das nicht sagen. Das grosse Geld im Sinn des Show Business verdient man in Europa in Deutschland, Italien, Frankreich, England und Spanien. Auch dort regiert aber das Prinzip Hoffnung. So kaufen die Vereine vielleicht zehn Spieler für enorme Summen ein; dabei wissen sie genau, dass neun der zehn überbezahlt sind. Der zehnte hingegen ist vielleicht so gut, dass er die Ausgaben für die neun anderen wettmacht und erst noch einen Gewinn abwirft. So gesehen sind neun von zehn, vielleicht auch nur fünf von zehn Spielern überbezahlt und profitieren vom System.

Gehen Sie, neben Ihren Aufgaben beim Fernsehen, noch anderen geschäftlichen Tätigkeiten nach?

Thurnheer: Ja, ich moderiere manchmal interne Firmenanlässe. Dies aber nur, wenn ich etwas Substantielles beitragen kann und nicht nur quasi als Lockvogel oder Werbeobjekt dienen soll.

Wie sieht es aus in Sachen Werbung? Mit Ihrer Beliebtheit wären Sie sicher für manches Unternehmen ein Wunsch-Werbepartner.

Thurnheer: Zum einen habe ich einen Vertrag mit dem Schweizer Fernsehen; dort ist im Kleingedruckten festgehalten, dass ich keine direkte Werbung machen darf. Im Grunde genommen ist mir das aber gerade recht – so brauche ich nicht lange um eine Entschuldigung zu ringen, wenn ich von einem Unternehmen angegangen werde, für das ich sowieso keine Werbung ma-

chen möchte. Zum anderen möchte ich im Grunde genommen sowieso keine Werbung machen. Ich habe immer gearbeitet, weil mir die Arbeit Spass gemacht hat. Natürlich: Geld zu bekommen ist angenehm, aber das war und ist für mich nie die Hauptsache. Mein Ziel war es nie, möglichst viel Geld zu verdienen, sondern das zu tun, was mir Spass macht. Im übrigen würde ich mich wahrscheinlich auch aufregen, wenn ich mich ständig in einem Werbespot für Zahnpasta oder sonst etwas sehen müsste und mich so zum Kasper machen würde.

Das Schweizer Fernsehen gilt nicht gerade als Goldgrube für Moderatoren. Hat es Sie nie gereizt, Ihr finanzielles Glück bei einem deutschen Fernsehsender zu suchen?

Thurnheer: Im Grunde genommen geht es auch hier um die Frage, ob ich möglichst viel Geld verdienen oder in einem möglichst angenehmen Umfeld arbeiten möchte. Früher hätte mich Deutschland in der Tat noch gereizt, allerdings weniger wegen dem Geld als wegen dem Ansehen. So hätte ich immer gern einmal in der ARD-Sportschau einen Fussballmatch kommentiert. Schön wäre es auch gewesen, eine Eurovision-Unterhaltungssendung zu präsentieren, die in Deutschland, Österreich und der Schweiz ausgestrahlt wird. Seit dem Aufkommen der Privatsender erreicht man aber nie mehr die Einschaltquoten von früher. Und wenn ich mir überlege, dass ich dafür wochenlang in einem Hotel in Köln wohnen müsste, bleibe ich doch lieber zu Hause in meiner gewohnten Umgebung und bei meiner Familie. Heute reizt mich das effektiv nicht mehr.

Und wie sieht es bei den neuen Schweizer Privatsendern aus?

Thurnheer: Ich bin mit den Einschaltquoten von einer Million Zuschauern oder mehr bei Fussballländerspielen und «Benissimo» wohl etwas verwöhnt. Aber ich hätte schon Mühe damit, wenn ich bei einem Privatsender für

eine Sendung zwar den gleichen Aufwand betreiben müsste und trotzdem nur 30'000 Zuschauer erreichen würde. Da stünden für mich Aufwand und Ertrag in keinem Verhältnis mehr zueinander.

Was machen Sie selber aus Ihrem Ersparnis? Investieren Sie auch an der Börse?

Thurnheer: Ja. Etwa die Hälfte meines Vermögens habe ich in Aktien investiert und je einen Viertel in Obligationen und Immobilien, genauer gesagt mein Haus. Ich gehöre aber nicht zu denjenigen Anlegern, die ständig ihre Kurse kontrollieren; wenn ich Aktien kaufe, dann lege ich sie ins Depot und lasse sie liegen. Solange ich arbeite, kann ich auch gut von den laufenden Einnahmen leben und brauche die Investitionen nicht anzutasten; im Gegenteil, immer wenn sich auf dem Sparheft zuviel angesammelt hat, kaufe ich wieder Aktien dazu – der Bequemlichkeit halber in runden Stückzahlen.

Würden Sie sich eher als konservativer, auf Sicherheit bedachter Anleger bezeichnen oder gehen Sie gerne auch Risiken ein?

Bernard Thurnheer zu Stichworten

Geld: Das beste Mittel zum Zweck, aber nie das Ziel selbst.

Luxus: Etwas, was man sich leisten kann, was aber nicht unbedingt notwendig ist. Ein Auto ist heute beispielsweise kein Luxus mehr, ein grosses, schönes Auto aber schon.

Sport: Einerseits Lebensinhalt, weil ich damit meinen Lebensunterhalt verdiene, andererseits ein Freizeitvergnügen und ein Mittel, die Gesundheit zu bewahren.

Fernsehen: Einerseits ebenfalls Lebensinhalt, andererseits ein Medium, das immer weniger von Information und immer mehr von Unterhaltung lebt.

Banken: Symbol für die Schweiz.

Börse: Wirtschaftlich notwendige Einrichtung; Spekulanten stören mich zwar, damit muss man aber leben.

Geld anlegen: Etwas sehr Positives, wenn man die Möglichkeit dazu hat.

Thurnheer: Von der Aufteilung auf Aktien und Obligationen her gehöre ich sicher nicht zu den besonders konservativen Anlegern. Da ich aber grundsätzlich fast nur Schweizer Blue Chips kaufe, ist das Portfolio trotzdem relativ stabil und sicher. Mit den Blue Chips brauche ich mich auch weniger zu ärgern, wenn die Börse wieder einmal sinkt, zumal ich nicht im dümm-

sten Augenblick verkaufen muss, sondern Baissen einfach durchstehe. Am Neuen Markt engagiere ich mich, wenn überhaupt, nur über spezialisierte Anlagefonds.

Als Moderator der Unterhaltungssendung «Benissimo» machen Sie regelmässig einen Schweizer zum Instant-Millionär. Möchten Sie nicht manchmal die Seite wechseln?

Thurnheer: Eigentlich nicht. An Lotterien mache ich nur selten mit. Geld und Reichtum faszinieren mich im Grunde genommen kaum. Es war auch nie mein Ziel, reich zu werden. Mein Ziel ist es vielmehr, so zu leben, wie ich will. Natürlich ist es schön, wenn ein gewisses Minimum an Finanziellem vorhanden ist. So brauche ich mir nicht gross zu überlegen, ob das Geld für eine Reise oder für ein neues Auto reicht. Mehr brauche ich aber nicht.

Wenn Sie am nächsten Samstag doch einmal als Mitspieler in «Benissimo» auftreten und die Million gewinnen würden – was würden Sie damit tun?

Thurnheer: Dann würde ich wahrscheinlich die Hälfte in Aktien investieren und die Hälfte in Obligationen.

